

Unter dem Sozialistengesetz

Autor(en): **Ernst, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNTER DEM SOZIALISTENGESETZ

Von PAUL ERNST

Es war zur Zeit des Sozialistengesetzes, als in Berlin in einem möblierten Zimmer mit Paneelsofa, Vertikow, Makartstrauß und von brauner Decke verhülltem Bett ein junger Mann mit einem jungen Mädchen zusammensaß. Das junge Mädchen war eine Russin aus Polen namens Goldstoff; sie war in der Partei bekannt und hochgeachtet wegen ihres großen Wissens und ihres ausgezeichneten Verstandes; der Jüngling war eigentlich Schuhmacher, aber seit einiger Zeit schrieb er gleich Fräulein Goldstoff Artikel für die Parteiblätter über den bevorstehenden Untergang der bürgerlichen Gesellschaft, die Konzentration des Kapitals, den Übermut der Soldateska und die verfassungswidrigen Übergriffe der Polizei.

Fräulein Goldstoff hatte auch in der Fremde ihre nationalen Sitten beibehalten, wie der Russe das ja so gern tut. Auf dem Schreibtisch summte der Samovar; neben ihm stand eine Tasse und das Glas von der Waschoilette; auf einem Stück Zeitungspapier lag ein Hering, von dem die Beiden mit dem Taschenmesser des jungen Mannes abwechselnd ein Stück losschnitten, das Brot hatte seine Stelle in der leeren Waschschiüssel gefunden.

Die beiden waren in einer ernstesten Angelegenheit bei einander. Trotzdem Fräulein Goldstoff unter einem Pseudonym schrieb, hatte die Polizei doch herausgebracht, dass sie die Verfasserin von Untersuchungen über die freie Liebe war, welche Aufsehen erregt hatten; ein evangelischer Pfarrer hatte auf diese Artikel hingewiesen und eine Partei bewundert, welche solche Intelligenzen unter ihren Anhängern zählte, wie der Verfasser sein müsse, und hatte dabei die Lauheit der bürgerlichen Parteien beklagt, welche es nicht mehr wagen, sich offen zu Christo zu bekennen; das Konsistorium hatte dem Pastor einen Verweis erteilt, weil er das Gemeindebewusstsein nicht geschont habe, und die Zeitungen hatten sich seiner angenommen, über Gewissenszwang geklagt und nach einem neuen Luther verlangt; Liebknecht hatte sich missbilligend über die so berühmt gewordenen Artikel geäußert, aber man wusste, dass das nur aus Schriftstellerneid geschehen war; und wenn die Polizei bis heute noch keine Maßregeln er-

griffen hatte, so konnte die Ursache einzig die sein, dass sie hoffte, durch Fräulein Goldstoff könnte eine Spaltung in der Partei verursacht werden. Wenn sie aber erst näher unterrichtet war, dass von solchen Plänen keine Rede sein konnte, dass Fräulein Goldstoff jedes persönliche Interesse dem gemeinsamen der Emanzipation des Proletariats unterordnete, so war keine Rücksicht mehr zu erwarten. Da nämlich Fräulein Goldstoff russische Staatsangehörige war, so konnte sie jeden Tag ohne weitere Begründung ausgewiesen werden.

Es gab ein einziges Mittel, die Genossin gegen diese Polizeiwilkkür zu sichern: wenn sie die Frau eines Mannes wurde, der ein deutsches Staatsbürgerrecht besaß; durch die Verheiratung erwirbt nämlich die Frau das Staatsbürgerrecht des Mannes.

Über diese Dinge hatten die Beiden eben gesprochen. Es war eine Weile still im Zimmer, nur der Samovar summt leise; der junge Mann saß verlegen auf dem rotplüschenen Sessel der Genossin gegenüber, welche noch einmal das ganze Gespräch zusammenfasste, indem sie sagte: „Wir kaufen uns einen Petroleumkochapparat und dann heiraten wir.“

* * *

Am Abend war eine Volksversammlung, in welcher der junge Mann den Vortrag halten sollte. Sein Thema lautete: Der Übergang der feudalen in die kapitalistische Gesellschaftsordnung. Der große Saal, welcher an die zwölfhundert Personen fasste, war gedrängt voll; als der Redner auftrat, begrüßte ihn freundlicher und ermutigender Beifall. Er hatte seinen Vortrag sorgfältig ausgearbeitet und sprach lange Zeit gleichmäßig und unbefangen, indem er in der vielköpfigen Menge, wo ihm doch so mancher bekannt und befreundet war, kein Gesicht unterscheiden konnte. Plötzlich erblickte er in männlicher Verkleidung, denn politische Versammlungen durften von Frauen nicht besucht werden, mit dem Kneifer vor den Augen ihn starr ansehend, Fräulein Goldstoff. Er begann, unsicher zu werden und verlor den Faden. Indem er sich zur Ruhe zwang, nahm er seine Aufzeichnung vor, welche er sich mitgenommen hatte, suchte, und fand auch die weitere Anknüpfung.

Aber indessen er nun weiter redete, empfand er plötzlich einen heftigen Hass gegen den Zwang, dass er mit Fräulein Goldstoffs zusammenleben sollte, und eine wilde Sehnsucht nach Freiheit kam über ihn, denn immer redete dieser oder jener von den Genossen auf ihn ein, was er tun müsse im Parteiinteresse und was er nicht dürfe; und indem ihm gar nicht klar wurde, woher diese Empfindungen stammten, fühlte er plötzlich eine ungeheure Erbitterung gegen die bürgerliche Gesellschaft, welche das Individuum knechtet und die Persönlichkeit sich nicht ausleben lässt; zufällig war er an einer Stelle seines Vortrages angekommen, wo ähnliche Empfindungen ausgedrückt waren, und da ihm bewusst war, dass hier die Hauptwirkung des Vortrages entstehen musste, so hatte er an dieser Stelle sich auf dem Papier nicht festlegen wollen, sondern auf die freie Begeisterung gerechnet, die während des Redens sich einstellt. Und diese stellte sich nun wirklich ein, und er rief die Zuhörer laut auf gegen jede Unterdrückung und Knechtschaft, zu Freiheit und Menschenwürde; er sah, wie im Schleier, die Hunderte von Gesichtern unter sich einen begeisterten Ausdruck annehmen; von hinten wurde gerufen „Bravo!“ und „Bravo!“ donnerte es gewaltig durch den niedrigen Saal. „Eine Göttertochter ist die Freiheit“, rief er aus, als er plötzlich sah, wie der Polizeileutnant von seinem Stuhl aufstand, seinen Helm aufsetzte und etwas sprach, das er ja kannte; aber er verstand es nicht; er sah nur erstaunt auf den phlegmatischen dicken Leutnant. Die Leute riefen „Hoch“, durch die Türspalten blickten Schutzleute, im Saal wurde Ruhe und Ordnung geboten unter den Zuhörern, alle Türen öffneten sich weit nach außen, langsam und in Ordnung gingen die Arbeiter hinaus, die Marseillaise wurde gesungen; plötzlich wurde ihm klar, dass der Vorsitzende neben ihm mit dem Leutnant verhandelte; der Leutnant zuckte die Achseln und sagte: „Mir persönlich ist es ja schnuppe, ich muss meine Pflicht tun“; er fragte erstaunt die Beiden, was denn sei; und der Leutnant erklärte ihm, er sei verhaftet und bei der Schwere seiner Äußerungen könne er ihn nicht freigeben, wenn er auch auf dem Polizeibureau legitimiert werde, sondern er müsse ihn gleich nach dem Alexanderplatz bringen.

Die Gerichtsverhandlung fand einige Zeit später statt; der Polizeileutnant und der Wachtmeister beschworen, dass er die

Äußerungen getan habe, welche der Leutnant aufgeschrieben hatte; eine Anzahl Zuhörer bezeugten, dass diese Äußerungen nicht gefallen seien, aber als sie schwören sollten, wurden sie bedenklich und sagten, er habe vielleicht einige Sätze gesprochen, welche der Leutnant falsch habe auffassen können. Er selber erinnerte sich an nichts. Der Staatsanwalt sprach von den innern Barbarenhorden, der Rechtsanwalt betonte dass es sich um einen wissenschaftlichen Vortrag gehandelt habe, und führte den Paragraphen der Verfassung an: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. So wurde der junge Mann zu einem Jahre Gefängnis verurteilt, indem der Gerichtshof eine Aufreizung für nachgewiesen hielt, aber gleichzeitig zu seinen Gunsten annahm, dass er habe eine wissenschaftliche Ausarbeitung liefern wollen. Und nur halb bewusst wurde es ihm, dass er nun glücklich war, weil er jetzt Fräulein Goldstoft nicht heiraten konnte. Wäre er nicht bloß ein sozialdemokratischer Schuhmacher gewesen, bei dem oft die Worte an die Stelle der Gedanken traten, sondern hätte er wirklich konsequent denken können, so hatte er vielleicht jene Aufreizungen in bewusster Absicht gemacht, um von seiner Bräutigamschaft loszukommen; so aber wurde er wirklich ein Märtyrer seiner politischen Überzeugungen, und es zeigte sich wieder einmal, wie viel leichter ein Dummkopf glücklich sein kann als ein kluger Mensch; er muss sein Glück nur zu genießen verstehen; denn das Jahr Gefängnis gab dem braven Jüngling für sein ganzes späteres Leben einen besonderen Stolz und ein eigenes Selbstbewusstsein.

* * *

Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, bereiteten ihm seine Freunde ein kleines Fest; auch seine ehemalige Verlobte war unter den Feiernden; sie hatte, da große Eile notwendig war, einen anderen Parteigenossen geheiratet, einen älteren Mann; sie erzählte ihm selber, als sie an dem runden Biertisch neben ihm saß, dass sie nicht mit ihm zusammenlebte, weil die Verheiratung nur eine Formalität gewesen war; sie hatte eine schwarze Trikottaille an, die geplatzt war, wo die Ärmel angesetzt sind, und er sehnte sich nach seiner gemütlichen Zelle im Gefängnis; da hatte er einen Schustertisch gehabt und für die Aufseher Schuhe ausgebessert, und an der Decke vor dem Fenster hatte

er einen Kanarienvogel im Bauer, und wegen seiner Gefälligkeiten gegen die Aufseher hatte er auch sonst manche kleine Vergünstigung genossen, hatte wissenschaftliche Werke gelesen wie Zimmermanns Wunder der Urwelt und das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Als er dann durch die breiten und langen und vielbelebten Straßen Berlins ging, wurde ihm nach der Stille und Ordnung des Gefängnisses noch schwerer zu Sinn, und er beschloss, die Großstadt zu verlassen und in sein Heimatstädtchen zurückzukehren.

Hier wohnte ein Onkel von ihm, der gleichfalls Schuhmacher war, ein Witwer, der mit seiner einzigen Tochter in einem eigenen Häuschen behaglich lebte. Dieser hatte schon lange gedacht, dass der Neffe einmal sein schönes Geschäft übernehmen und seine Tochter heiraten solle. Wie der nun kam, freute er sich sehr; in der Gesellenkammer wurde ein Bett frisch für ihn mit blaugewürfeltem Bezug überzogen, und da er mit dem einen Gesellen ohnehin unzufrieden war, so gab er ihm den Abschied und stellte unseren Freund an seiner Stelle ein.

In dem Hausgärtchen war eine Menge Grünkohl angepflanzt, den der alte Mann als eine gesunde und nahrhafte Speise lobte. Auch er hatte sich in seinen Gesellenjahren mit der Politik beschäftigt; er war 1848 in der Landeshauptstadt gewesen, und bei einem großen Umzug, durch welchen die Einführung der Verfassung gefeiert wurde, war er auf der linken Seite des Fahnenträgers gegangen; am Abend war ein großer Verbrüderungsball auf dem Rathaus gewesen, und da hatte er mit einer Hofdame getanzt. Seit er sesshafter Meister war, konnte er natürlich seine Ansichten nicht mehr so offen äußern, denn ein Professionist ist ja vom Publikum abhängig, und er hatte gerade die feinste Kundschaft im Ort; aber er sagte sich, dass er und seine Freunde ja auch ihre Schuldigkeit getan hatten, indem sie unsere neuen freieren Zustände heraufbeförderten mit Pressfreiheit und dem Recht, auf der Straße zu rauchen, und dass nun die jungen Leute an der Reihe waren, das fortzusetzen, was sie begonnen. In Allem war er mit dem Neffen ja nicht einverstanden, indessen fehlte dem doch wohl noch die Erfahrung; zum Beispiel hatte er über die Juden andere Ansichten; die verkauften jetzt die fertigen Fabrikshuhe, und wenn dann die Sohlen durchgelaufen waren, so

kamen die Käufer und der Schuhmacher sollte die Schuhe neu besohlen; er hatte ihnen schon oft gesagt: „Lasst sie euch nur vom Juden besohlen, wo ihr sie gekauft habt.“ Allerdings, das feinere Publikum hielt noch immer auf Maßnehmen und Handarbeit. —

Die beiden jungen Leute waren schon längst einig, aber sie wagten es nicht, mit dem Vater zu sprechen. Der Grund lag in den Fabrikschuhen. Dem jungen Manne war es klar, dass das Handwerk nicht mit der Fabrik konkurrieren konnte, und dass es richtiger war, wenn er den notwendigen Übergang so schnell wie möglich machte. Der Schwiegervater hatte das erste Geschäft am Platz, und wenn er Fabrikschuhe auf Lager nahm, nur aus den ersten Fabriken und streng reell, so konnte er sehr gut gegen die Bazarware ankommen. Denn was ein guter Schuh ist, das merken die Leute schließlich auch. Versäumte er die Gelegenheit jetzt, so kam in einigen Jahren ein Fremder, eröffnete einen Schuhladen und zog die bessere Kundschaft an. Der junge Mann hatte schon öftere Andeutungen versucht, aber der Alte hatte immer hartnäckig und erbittert Widerstand geleistet, denn er hielt den Verkauf von Fabrikschuhen für ein unehrenhaftes Gewerbe, dessen sich ein Handwerksmeister schämen müsse. Er pflegte zu sagen: „Wenn ich ein Leder verarbeite, so kenne ich das Leder, so kann ich für den Schuh garantieren; aber für den Fabrikschuh kann ich nicht garantieren.“

Inmitten dieser Kämpfe kam ein Brief aus Berlin von Fräulein Goldstoff. Der junge Mann saß am Abend allein in der Werkstätte, denn es musste noch eine eilige Arbeit für den Herrn Doktor gemacht werden; er hatte den Schuh im Knieriem und polierte die Ränder schwarz; die kleine Petroleumlampe hinter der Glaskugel brannte übelriechend, der andere Geselle war zu Biere gegangen; er rechnete im Kopf seine Ersparnisse auf der Kasse zusammen, dachte an Berlin und an den Fachverein mit den vielen hundert Genossen, wie er da Reden und Vorträge halten konnte, und einmal hatte er zwei Stunden hintereinander geredet, ohne dass ihn der Vorsitzende unterbrochen hatte; und dann dachte er an den kindischen alten Mann hier, der ihm immer dieselben Geschichten erzählte und ihn nie zum Sprechen kommen

ließ und überhaupt nur ein bürgerlicher Demokrat war; und da überkam ihn eine solche Sehnsucht nach Berlin, dass ihm die Tränen aus den Augen flossen. Das Mädchen sah verstohlen durch die Türspalte und erblickte den Brief auf dem Schustertisch unter der Kugel, die einen Regenbogenring auf ihn warf, und dann sah sie die Tränen in den Augen des jungen Mannes. Da wurde sie von heftiger Eifersucht ergriffen, ging in die Stube zu ihrem Vater und sagte: „Morgen gibst du uns das Geschäft ab, oder ich gehe ins Wasser.“ Der Alte war im Dunkeln auf und ab gegangen, behaglich aus seiner langen Pfeife rauchend. Wie er diese entschlossenen Worte hörte, erschrak er so, dass er die Pfeife fallen ließ. Er bückte sich, sie rief befehlend: „Lass liegen.“ „Aber es kommen ja schwarze Stellen im Fußboden,“ sagte er stotternd. „Willst du, oder willst du nicht?“ fragte sie. Er strich sich das Kinn und sprach: „Ich werde ja immer älter . . .“ Da ging sie in die Werkstätte, holte ihren Geliebten, trat mit dem vor den Vater hin, und sagte: „So, Vater übergibt dir das Geschäft. Morgen bestellen wir das Aufgebot.“

Das Geschäft entwickelte sich sehr gut, und wenn der neue Inhaber auch die Regel des alten befolgte, dass ein Professionist, der von seinen Kunden abhängt, mit seinen Ansichten nach außen zurückhalten muss, so blieb er in seinem Herzen doch immer, was er als Jüngling gewesen: ein Sozialdemokrat. Zwar gehörte er nun nach seiner Lebensstellung dem Bürgertum an, und nach der materialistischen Geschichtsauffassung hätte er eigentlich zu den Freisinnigen gehen müssen, aber man gibt eine Gesinnung nicht auf, für die man ein Martyrium gelitten hat. Er hatte einen Sohn mit seiner Frau, und wie der nun mit den Jahren heranwuchs und sich zu einem Jüngling bildete, wie er selber damals gewesen, und fortziehen musste, um die Welt zu sehen, da sagte er zum Abschied zu ihm, was einst sein alter Onkel zu ihm gesagt hatte: „Wir und meine Freunde haben unsere Schuldigkeit getan, jetzt seid Ihr jungen Leute an der Reihe.“

